

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832 1832

42 (14.10.1832)

Tab. XL. II.

5 ter Jahrgang.



*Der chinesische Fischer-
vogel.*

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs und mit den neuen Compositionen für fl. 7. 36 kr. — Thlr. 4. 8 ggr. sechs. — (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sechs und mit den neuen Compositionen fl. 11. — Thlr. 6. 12 ggr.

Der chinesische Fischervogel.

(Mit einer Abbildung.)

Fünfter Jahrgang 1832, Tab. XLII.

In China hat man eine lustige Art, Fische zu fangen. Es giebt nämlich daselbst einen Vogel von der Größe einer kleinen Gans, welchen wir Europäer den chinesischen Pelikan, oder Wasser haben, die Chinesen aber Leuzé nennen. Bekanntlich hat das Geschlecht der Pelikane eine besondere Geschicklichkeit im Fischfange. Sie holen nicht nur durch Untertauchen die Fische hervor, sondern halten oftmals in Gesellschaft miteinander auf den großen Strömen Asiens sogar ein förmliches Treibjagen, indem sie mit ihren Flügeln gegen das Wasser schlagen, um die Fische zusammenzutreiben.

Diese Eigenschaft des Vogels benutzt nun der erfindersische Chinese zu seinem Vortheil. Er zähmt und erzieht ihn zu seinem Hausthiere, führt ihn des Morgens zu einem fischreichen Gewässer, und gewöhnt ihn, seine natürliche Geschicklichkeit für seinen Herrn geltend zu machen. Die Fischersfahrzeuge sieht man in der Frühe an den Gewässern mit 10 bis 12 dieser Pelikane besetzt, von denen jeder einen engen eisernen Ring um die Kehle hat, damit er die gefangenen Fische nicht verschlingen könne. Da die Vögel noch ganz nüchtern sind, so erwarten sie hier unruhig und begierig, daß ihr Herr ihnen durch einen Rückenschlag den Befehl zum Anfange der Fischerei gebe. Jetzt stürzen sie sich in's Wasser, holen gewöhnlich einen Fisch aus der Tiefe herauf, und bringen ihn an Bord des Fahrzeugs. Ihr Herr bemächtigt sich sogleich des Fisches, und sie eilen von Neuem zum Fange.

Ist irgend einer der Fische dem einzelnen Leuzé zu mächtig, dann eilet ein zweiter, ja ein dritter Vogel ihm zu Hülfe, und sie schleppen den Fisch nun gemeinschaftlich zum Fahrzeuge. Den mehrmals wiederholten Fang lohnt ihnen ihr Herr durch einige Fische, nachdem er ihnen zuvor den eisernen Ring vom Halse genommen, welcher sie am Verschlingen der Boute hindert.

Der reiche Mann.

(Beschluß von Seite 174.)

Er fuhr hierauf nach einer kleinen Pause fort: Sechs Jahre hatte ich in der glücklichsten Lage gelebt, als mich meine Geschäfte nach London riefen, wo ich mehrere Monate verweilen mußte. Es war das erste Mal nach meiner Verheirathung, daß ich mich von meiner Familie entfernte. Meine Sehnsucht nach ihr war außerordentlich, und ich genoß wenig von den Annehmlichkeiten der unendlichen Stadt. Mein Herz war bekümmert, und die Ahnung eines großen Unglücks schien auf demselben zu lasten.

Eines Tages ging ich an einem Plage vorbei, wo man eben Anstalt machte, einige Straßenräuber aufzuknüpfen. Ich hatte nicht die mindeste Lust, bei diesem Schauspiel zu verweilen; da ich aber zufälliger Weise in dem Gedränge hörte, daß der eine von ihnen ein Deutscher sey, zog ich doch weitere Erkundigung ein. Stellen Sie sich meine Bestürzung vor, als ich den Namen Olivier hörte, den Namen des Mannes, den mein ehemaliger Herr mir zu Liebe enterbt hatte. Ich hoffte indeß

noch einen Augenblick, daß er ein anderer seyn könnte; aber da ich meine Augen auf den Nichtplatz warf, stand derselbe Mann auf der Leiter, in dessen verstörten Mienen ich nur allzu deutlich die wohlbekannten Gesichtszüge des Enterbten fand.

Ich war bei dieser schrecklichen Entdeckung wie vom Donner gerührt. Ich eilte zu Hause ohne zu wissen, was ich that, und wie mir geschehen war. Und kaum hatte ich mich von der ersten Erschütterung einigermaßen erholt, als ich einen Brief von meiner Frau bekam, in welchem sie mir schrieb, daß unsere Tochter am Scharlachfieber darnieder läge und auch an dem Knaben die ersten Zeichen der Krankheit sichtbar würden. Sie bat mich ruhig zu seyn und das Beste zu hoffen.

Diese Nachricht würde mich unter allen Umständen erschreckt haben; aber in diesem Augenblicke warf sie mich ganz darnieder. Es schien mir so gleich gewiß, daß meine Kinder ohne Rettung wären, und ich brachte, ich weiß selbst nicht wie, ihre Gefahr und Oliviers unglückliches Schicksal in eine traurige Verbindung. Was ich noch gar nicht gewagt hatte deutlich zu denken, stand in diesem schrecklichen Augenblicke klar vor meiner Seele. Ich sagte zu mir selbst: Du bist die Ursache von Oliviers Verbrechen und Tod. Du besitzest das Vermögen, das ihm gehörte; du besitzest es, weil du dich mit keinem Worte für ihn verwendet und seinen Dheim nicht mit ihm auszusöhnen gesucht hast. Jetzt, wo dieser Unglückliche, den die Verzweiflung aus seinem Vaterlande trieb, die Strafe für ein Verbrechen büßt, wozu ihn seine Hülflosigkeit nöthigte, leidest du in der Angst für deine Kinder einen doppelten Tod und büßest für die Sorglosigkeit, mit welcher Du das Unglück des Enterbten betrachtest hast.

Jetzt hatte ich in England keinen ruhigen Augenblick mehr. Ich mußte nach Hause, und glücklicher Weise fand sich ein Schiff, das eben zum Auslaufen bereit war. Meine Unruhe begleitete mich auf der Ueberfahrt, und immer stand das Bild meiner Kinder vor meinen Augen. Ach, ich sollte sie nicht wiedersehen! Während ich auf dem Meere umhertrieb, waren die Lieblinge meines Herzens ein Raub des Todes geworden.

Kaum war ich angelandet, als ich nach meinem Landhause eilte. Es wurde Nacht, ehe ich ankam, und ich sah von fern einen Theil des Hauses stark erleuchtet; in den dunklen Zimmern gingen bisweilen Lichter hin und her. Meine Unruhe war unbeschreiblich, und so schnell ich auch fuhr, schien mir doch der Wagen stille zu stehen. Endlich kamen wir an. Ich eilte die Treppe hinauf; Niemand begegnete mir. Ich riß den erleuchteten Saal auf und sah meine Frau im Sarge.

(Siehe die Abbildung.)

Herr Adams hielt bei diesen Worten inne, faltete die Hände und schien in der Erinnerung seines Schmerzes verloren. Dann fuhr er fort:

Ich will Ihnen meine Empfindungen nicht beschreiben. Mein Schmerz war ohne Grenzen. Sinnlos war ich neben dem Sarge niedergefallen, in welchem meine geliebte Gattin, lächelnd, lag. Ein heftiges Fieber ergriff mich; ich rastete mehrere Tage lang, und die Aerzte gaben mich auf. Aber ach, ich hatte die Schaale meiner Leiden noch nicht geleert; ich wurde wider alles Erwarten dem Leben zurückgegeben.

Von dieser Zeit an erschien mir mein Haus, das vordem der Wohnsitz der Freude und Zufriedenheit gewesen war, wie ein offnes Grab, das meine Geliebten verschlungen hatte. Wohin ich trat, wohin ich meine Augen richtete, sah ich nichts, als die Spuren abgeschiedener Freuden, denen ich umsonst meine Thränen und Seufzer nachschickte. Aber auch der Genuß einer wehmüthigen Traurigkeit war mir nicht vergönnt, denn überall drängte sich Oliviers furchtbare Gestalt zwischen die theuern Schatten meiner Kinder und meiner Frau. Ich sah ihn wachend und schlafend. Wie oft bin ich in tödtlicher Angst von meinem Lager aufgefahren, wenn ich ihn im Traume sah, wie er meine Kinder erwürgte, oder sie in die Flammen meines Hauses stürzte, oder mit mir kämpfte und meine Habe forderte, die er sein rechtmäßiges Eigenthum nannte!

Diese Träume schienen mir immer mehr und mehr die Stimme des Gewissens zu seyn. Meine besten Güter waren dahin, und was ich noch hatte, machte mir keine Freude mehr. Dieß sah ich als einen Beweis an, daß ich es mit Unrecht befaße. Ach, mein Freund, fuhr Herr Adams mit einem

Soufzer fort, ich würde auch in meinem Unglück noch glücklich gewesen seyn, wenn mich mein Gewissen über diesen Punkt frei gesprochen hätte. Ich durfte mir zwar auf keine Weise vorwerfen, das Testament meines Freundes auf eine unrechtmäßige Weise erschlichen zu haben; aber hatte ich auch das Mindeste gethan, den harten Entschluß zu mildern, durch den er seine nächsten Verwandten enterbte? Ach, leider nicht! Diese Unterlassung quälte mich jetzt, und ich rechne mir Oliviers Thaten und Tod zu. Es war ganz umsonst, daß ich diesen Gedanken bekämpfte; er kehrte immer zurück; und wenn ich ihn am Tage entfernt hatte, ergriff er mich mächtiger des Nachts.

Einstmals, als ich mich unruhig auf meinem Lager umher warf, fiel mir plötzlich ein, woran ich bis jetzt noch gar nicht gedacht hatte, daß Olivier eine Schwester gehabt, und daß er mit dieser entflohen wäre. Dieser Gedanke fiel mir mit neuer Gewalt auf das Herz. Aber eben so schnell leuchtete mir ein schwacher Schimmer daraus hervor. Gott Lob! rief ich aus; so kann ich doch vielleicht einen Theil meines Unrechtes wieder gut machen. Ich will sie retten, wo sie auch seyn mag.

Mit diesen Worten sprang ich auf und machte sogleich Anstalten zur Abreise. Niemand begriff meine Absicht, denn ich hatte mich Niemanden anvertraut. Jedermann glaubte, daß der Tod der Meinigen die einzige Ursache meiner Traurigkeit sey. Ich kam nach London. Mit unsäglich Mühe erhielt ich einige Nachrichten von der Person, die ich suchte; aber die Spuren ihres Daseyns waren fast verwischt, und das Wenige, was ich erfuhr, war nicht gemacht, mich aufzuheitern. Aus Allem wurde endlich wahrscheinlich, daß sie nach Amerika gegangen sey. Ich eilte ihr auch dorthin nach, aber ohne Erfolg. So verschwendete ich mehrere Jahre mit fruchtlosen Bemühungen, bis ich endlich niedergeschlagener, als je, nach Hause zurückkehrte. Die vielfältigen Reisen, die Gefahren, die ich ausgestanden, die Unruhe, die mich niemals verließ — alles dieses hatte meine Kräfte aufgerieben, und ich versank allmählig in den hülflosen Zustand, in welchem Sie mich jetzt erblicken. Meine Gesundheit ist unwiederbringlich verloren; meine Reichtümer sind mir verhaßt; und alle meine Hoffnungen sind

auf den Tod gesetzt, der mich von meinen Leiden erlösen und in die Arme meiner Gattin und meiner Kinder zurückführen wird.

Dies ist die Geschichte des bedauernswürdigen Mannes, den die Vernachlässigung einer einzigen menschenfreundlichen Handlung so unaussprechlich unglücklich gemacht hatte. Nur ein sehr edler Mann konnte sich um einer solchen Unterlassung willen so hart anklagen und eine so lange Reue fühlen. Nachdem er mehrere Jahre auf die traurigste Weise zugebracht hatte, starb seine Schwester, deren Gegenwart und Sorgfalt seine Leiden erleichtert hatte. Dieses neue Unglück beschleunigte seinen Tod. Als er die Annäherung desselben fühlte, dankte er Gott mit unbeschreiblicher Innigkeit und Freude, daß er ihn endlich aus diesem Zustande befreien wolle. Denn seine Leiden hatten ihn längst von der Welt getrennt, und er sehnte sich nach dem Himmel und der Ruhe im Grabe.

So kann dem Menschen das enge und finstere Grab lieber werden, als der glänzende Palaß.

So wenig kann uns der Besitz äußerer Güter glücklich machen, wenn er nicht mit dem Besitze des höchsten Gutes, dem innern Frieden, der Einigkeit mit uns selbst und dem Zeugnisse eines reinen Gewissens verbunden ist.

Heinrich Welby, der Londner Einsiedler.

Der edle und tugendhafte Heinrich Welby war in Lincolnshire geboren und ererbte ein schuldenfreies Gut, das ihm über tausend Pfund jährlich einbrachte. Er besuchte die Universität, setzte seine Studien in einer der Anstalten für junge Rechtsgelehrte fort und brachte mehrere Jahre auf Reisen im Auslande zu. Nach seiner Rückkehr ließ er sich auf seinem väterlichen Erbgute nieder, übte große Gastfreiheit aus, verheirathete sich nach seinem Geschmack und hatte eine schöne, tugendhafte Tochter, die, zu seiner Zufriedenheit, mit Sir Christoph Hilliard, in Yorkshire, verheirathet war. Welby war jetzt vierzig Jahre, von den Reichen geachtet, von den Armen gesegnet und von Jedermann geehrt und geliebt, ausser von einem jüngern Bruder, mit

dem er in Streit lebte. Dieser, der ganz das Gegentheil von ihm war, begegnete ihm eines Tages auf dem Felde und drückte ein Pistol auf ihn ab, das jedoch glücklichweise versagte. Glaubend, daß dieses nur um ihn in Schrecken zu setzen geschehen sey, entwaffnete er den Bösewicht kaltblütig, steckte die Waffe in seine Tasche und kehrte gedankenvoll in sein Haus zurück. Als er aber das Pistol untersuchte und es wirklich mit Kugeln geladen fand, wirkte dieses so sehr auf sein Gemüth, daß er auf der Stelle den seltsamen Entschluß faßte, sich gänzlich von der Welt zurückzuziehen, worinn er bis zu seinem letzten Athemzug hartnäckig verharrte. Er bezog eine sehr gute Wohnung am untern Ende von Grubstreet, nahe an Cripplegate, *) entließ den größten Theil seiner zahlreichen Dienerschaft, ließ das Haus nach seinen Absichten einrichten und wählte drei Zimmer für sich selber aus; das eine zum Speisen, das zweite zum Wohnen, das dritte zum Studiren. Da diese Zimmer neben einander waren, so begab er sich so lange in sein Wohnzimmer, bis seine alte Magd die Speisen aufgetragen hatte, und machte sie sein Bett, so verfügte er sich ins Studirzimmer. Aus diesen Gemächern kam er nicht wieder heraus, bis man ihn vierundzwanzig Jahre nachher aus denselben trug. Während dieser ganzen Zeit bekam ihn, die alte Magd Elisabeth ausgenommen, niemand zu Gesicht, weder seine Tochter, noch sein Schwiegersohn, noch deren Kinder, oder Brüder, Schwestern, oder andere Verwandte, sie mochten jung oder alt, reich oder arm, vornehmen oder geringen Standes seyn. Nur die alte Magd zündete sein Feuer an, machte sein Bett, sorgte für seine Nahrung und reinigte seine Zimmer. Aber ach sie sahe ihn nur selten und bloß bei außerordentlichen Vorfällen; — sie starb sechs Tage früher als er. Während seinem ganzen Einsiedlerleben genoß Welby weder Fleisch, noch Fisch. Seine Hauptnahrung bestand in Hafergrütsuppe. Im Sommer ließ er sich zuweilen einen Kräutersallat zubereiten, und wollte er recht locker leben,

*) Einer der engsten und schmutzigsten Theile der Altstadt Londons.

so aß er das Selbe von einem Ey, aber nie das Weiße. Vom Brod genoß er nur die Krume und schob die Kruste zurück. Er trank starkes Bier, aber nie Wein oder andere geistige Getränke. Dann und wann aß er einige Zuckerplätzchen und zuweilen trank er warme Kuhmilch. Demungeachtet hielt er einen guten Tisch, nicht nur für seine Diensteute, sondern auch für seine Pächter und Andere, die Geschäfte in seinem Hause hatten. Jedes neue Buch wurde ihm zugesandt, auch behielt er alle, bis auf die, welche religiöse Streitigkeiten enthielten.

An den hohen Feiertagen ließ er eine große Mahlzeit zubereiten, bei dem kein Leckerbissen, den die Jahreszeit mit sich brachte, fehlen durfte. Diese Speisen ließ er, nebst einem reichlichen Vorrath von Wein, von der alten Magd in sein Zimmer bringen. Nachdem er Gott für seine Gaben gedankt hatte, steckte er eine reine Serviette vor, zog ein Paar weiße Aermel von holländischer Leinwand an, die ihm bis an die Ellenbogen reichten, tranchirte die sämtlichen Speisen der Ordnung nach, und sandte sie Portionsweise an seine armen Nachbarn. Hierauf sprach er sein Dankgebet und ließ das Tischtuch wieder abnehmen. Dies pflegte er an diesen Tagen Mittags und Abends zu thun, ohne selber einen Bissen von den Speisen anzurühren. Wenn ein Bettler unverschämt an seiner Hausthür lärmte, so erhielt er deshalb nicht gleich ein Almosen, sah aber Welby aus seinem Wohnzimmer, das auf die StraÙe gieng, daß es ein kranker oder gebrechlicher Mensch war, so sendete er ihm sogleich eine Gabe, von der er mehrere Tage leben konnte. Ueberdies erkundigte er sich, welche von seinen Nachbarn sich durch Fleiß auszeichneten und dabei viele Kinder, und geringen Verdienst hätten; diese bedachte er mit großer Freigebigkeit, und unterstützte sie in ihren Unternehmungen. Er starb im vierundachtzigsten Jahre seines Alters, am 29. October 1636, in Grubstreet, die er in vierundvierzig Jahren nicht verlassen hatte. Bei seinem Tode waren seine Haupt- und Barthaare so lang, daß er eher einem Einsiedler der Wüste ähnlich sah, als einem Einwohner einer der ersten Städte der civilisirten Welt.

nü hat
uma und
Bier, die
Denn und
wollte man
it e man
te, haben
Schichte
und wach
auf die

ine große
ten, den
e. Diese
verach nun
umt bin
n gedult
geg in
mond an
ranstete
, und
shoren
Dieh-
n diesen
ne sicher
Wann
er kenne,
ten, so
auf die
rechtlicher
e Gabe,
leberdies
am sich
Kinder,
ta er mit
ihren Un-
en Jahre
rubinat,
ten hatz
nd W-
ette der
war die

ruffen.